

Eine Münchner Tierärztin taucht regelmäßig als Meerjungfrau ab – und verzaubert nicht nur die Unterwasserwelt, sondern auch Kinder mit Down-Syndrom

Nixe mit Dokortitel

Sie träumte schon als junges Mädchen davon: eine Meerjungfrau sein – das wär's! Also bastelte sich Daniela Rodler im Urlaub aus Schlafanzug und Schwimmflossen einen Fischschwanz, setzte sich auf einen Felsen und versuchte, die anderen Urlauber mit Gesängen zu beeindrucken. „Blöderweise hat das nicht so richtig funktioniert“, erzählt Rodler und lacht. „Die haben sich höchstens über das komische blaugemusterte Gebilde an meinen Füßen gewundert.“

Doch manchmal wird aus Träumen Wirklichkeit: Denn heute taucht die 36-jährige Münchnerin regelmäßig als Nixe in die Unterwasserwelt ab. In Großaquarien – ob in Denver, Chester, Edinburgh oder dem Sea Life in München – schwimmt sie mit vier Meter langen Sandtigerhaien, Stachelrochen oder Schildkröten. Und fasziniert damit die kleinen und großen Zuschauer, denen sie auch die zu schützende Unterwasserwelt näherbringen will. „Die durch die Zunahme der globalen Umweltverschmutzung immer mehr gefährdet wird“, sagt Rodler.

Eine Wasserratte war sie bereits als Kind. „Meine Eltern allerdings haben diese Leidenschaft fehlinterpretiert und gedacht, dass aus mir mal ein großer Schwimmstar wird“, erzählt sie. Als Leistungsschwimmerin hat sie in einem Verein drei Mal die Woche trainiert und viele Wettkämpfe bestritten. „Doch eigentlich war ich immer eine Künstlerin“, sagt Rodler. Also wechselte sie mit 14 Jahren zum klassischen Ballett, nahm später auch Schauspiel- und Gesangsunterricht. Und begann dann ein Tiermedizin-Studium. „Eigentlich wollte ich ja Meeresbiologin werden“, verrät die Nixe. Aber dazu hätte sie München verlassen müssen. „Das wollte ich einfach nicht.“ Und deshalb erforscht sie auch nicht Fische, sondern Vögel. Genauer: die „funktionelle Morphologie des aviären Ovars“ – also Struktur und Form des Eierstocks. Die Ha-



Tierärztin Daniela Rodler in ihrem Büro in der Uni.

bilitation liegt bereits in den letzten Zügen – im September soll sie fertig sein, das Ziel: eine Professur. Ihre Studierenden an der LMU sind wohl die einzigen in Deutschland, die von einer Meerjungfrau unterrichtet werden.

Und die blaugemusterte Schlafanzughose ist einem schillernden, riesigen Silikonschwanz gewichen – eine Anfertigung aus den USA und ganze zwölf Kilo schwer. „Steigt man mit dem ohne Training ins Wasser, würde mal wohl ertrinken“, sagt Rodler. „Man braucht dafür ganz be-

stimmte Muskeln und eine absolute Sicherheit.“ Zunächst war das Nixen-Dasein eigentlich nur als kleiner Zeitvertreib gedacht. Doch Rodler erregte damit große Aufmerksamkeit und wird heute immer wieder von den großen Aquarien der Welt für Auftritte gebucht.

„Keine Panik!“ – kommt ein Hai, heißt es: ruhig bleiben

Aber die Professorin in spe schwimmt auch für karitative Zwecke – in Zusammenarbeit mit einer ebenfalls sozial engagierten Tauchschiule. Rodler unterstützt

zum Beispiel die Förderung von Kindern mit Down-Syndrom. Und dann gehen nicht nur die Eintrittsgelder an das jeweilige Projekt. Die Kinder dürfen mit der hübschen Meerjungfrau gemeinsam ins Wasser. Und im Schwimmbecken sind nicht nur die Kleinen begeistert von der Nixe zum Anfassern. Auch Daniela Rodler ist regelmäßig tief beeindruckt, wie schnell die Kinder beim Tauchen den Dreh raus haben. „Die sind richtig begabt“, schwärmt die Münchnerin.

Und einen gewissen Vorteil hat das Tauchen mit Kindern für Rodler auch: Sie sind weit ungefährlicher als die Wesen, die sie im Wasser normalerweise trifft. Denn

kommen ihr bis zu 100 Kilos schwere Schildkröten in die Quere, kann es schon mal brenzlich werden, etwa wenn sie die Nixe unabsichtlich zu Boden drücken. Mindestens ein Sicherheitstauher begleitet sie deshalb immer.

Und auch mit Haien schwimmt die Tierärztin immer wieder. „Die sind zwar nicht aggressiv“, erklärt sie. „Aber wenn sie sich erschrecken, schnappen sie schon mal zu – und dann kann der ganze Arm weg sein.“ Doch Rodler weiß: Geht ein Hai mit ihr auf Tuchfühlung, heißt es ruhig bleiben, bis er wieder weg ist. Sie betont: „Deshalb ist es wichtig, dass man lange die Luft anhalten kann, ohne in Panik zu geraten.“ > ANGELIKA KAHL



Als Nixe gleitet Daniela Rodler immer wieder durch das Aquarium im Sea Life – und trifft dort auch auf Haie.

FOTOS ANDREAS SCHOLER, PRIVAT

Der Weg der Juden in München in die Mitte der Stadtgesellschaft war auch nach dem Kriegsende noch lang und steinig

„Wir waren verhasst“

Die Israelitische Kultusgemeinde München feiert heuer ein Doppeljubiläum: Sie besteht seit genau 200 Jahren und wurde vor 70 Jahren – am 15. Juli 1945 – nach zwölf dunklen Kriegsjahren wiedergegründet. Gerade einmal 84 Menschen mosaischen Glaubens hatten in ihrer Heimatstadt das Ende des Krieges erlebt. Heute leben wieder 11 000 Juden in München.

Zum Jahresende 1944 konnten die örtlichen Massenmordhelfer eine schreckliche Meldung machen: Die Hauptstadt der Bewegung sei judenfrei. Und es ist auch eine erschreckende Zahl: Von den Münchnern mosaischen Glaubens haben nach Ende des Krieges in ihrer Heimatstadt gerade mal 84 überlebt. Doch vor 70 Jahren – am 15. Juli 1945 haben die Überlebenden ihre Gemeinde, die einmal 12 000 Mitglieder hatte, im jüdischen Altersheim in der Kaulbachstraße 65 ein zweites Mal aus der Taufe gehoben. Am 7. September bezog die Kultusgemeinde wieder die alten Verwaltungsräume neben der 1938 abgebrochenen Synagoge.

München und Umgebung war unmittelbar nach Kriegsende zum Hauptsammelort für Displaced Persons (DP) – die befreiten, aus den Lagern strömenden Gefangenen – geworden. Die meisten waren „Fremdarbeiter“ aus Osteuropa – und Juden. Deren Gesamtzahl in Bayern wurde auf 50 000 geschätzt. Im Lager Föhrenwald bei Wolfratshausen lebten bis 1957 zeitweise

über 6000 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus 16 Ländern. Die Sprache war Jiddisch. Es gab ein Theater, ein Orchester, einen Fußballclub und eine Schule.

Eine der Schülerinnen war Charlotte Knobloch, später Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Münchens und Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland. Auch die aus Deggendorf stammende Rachel Salamander war bis zum siebten Lebensjahr in einem solchen Lager. Sie berichtet: „Keiner wollte in Deutschland bleiben, aber ein Drittel blieb dann doch.“ Was sie hielt, waren die Kinder, die Geburtenrate war sehr hoch. „Diese Geborgenheit war das tragfähige Element für mein Weiterleben“, so Salamander, die 1982 in München die angesehene „Literaturhandlung“ gründete und kürzlich auch die Buchhandlung im NS-Dokumentationszentrum.

Doch noch lange nicht konnten sich Juden wieder als vollwertige Mitglieder der deutschen Gesellschaft fühlen. Die 1931 geborene Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger, Insassin mehrerer DP-La-

ger in Bayern, erinnert sich an 1945: „In der deutschen Bevölkerung war der Juden Hass unterschwellig geworden, brodelte aber weiter.“ Die Überlebenden erinnerten sie durch ihr bloßes Dasein an das Vergangene und Begangene. „Wir waren verhasst, Parasiten einer verjudeten Militärregierung“, so Klüger. In München brodelte das böse Wort „Parasiten“ besonders, weil in der Möhlstraße im vornehmen Bogenhausen der größte und wohl auch umsatzstärkste Schwarzmarkt Europas blühte, der fast ausschließlich von Juden betrieben wurde. Im Dezember 1947 konnte Polizeipräsident Franz Xaver Pitzer dem Stadtrat die „erfreuliche Botschaft“ melden, dass „ein sehr großer Teil unserer jüdischen Mitbürger abwandern will“. Es gab Bravorufe.

Doch mit der Zeit vernarbten die schlimmsten Wunden, schwanden böse Erinnerungen, Hassgefühle und Vorurteile. Es wuchsen gegenseitiges Verstehen, Zutrauen und Versöhnungsbereitschaft. Mehr oder weniger. Am 1. Januar 1965 startete der Stadtrat eine Aktion zur befristeten Heimholung von Emigranten, in erster Linie natürlich einstige jüdische Mitbürger. Eine gewisse Zahl sollte jedes Jahr zu einem zweiwöchigen Aufenthalt eingeladen werden. Über Fünfhundert folgten dem Aufruf. Die meisten empfing der Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel im Rathaus. Er fühlte sich „tief be-

schämt“, weil diese Menschen trotz bitterster Erlebnisse mit Liebe und Anhänglichkeit von ihrer Vaterstadt sprachen. Der Älteste kam mit seinen 88 Jahren aus Peru. Einige aber wollten von München nichts mehr wissen.

In der Nacht zum 9. November 1969 enthüllten Rabbiner Hans Isaak Grünewald und OB Vogel an der Stelle der im Juni 1938 abgeris-



2006 wurde die neue Münchner Hauptsynagoge eingeweiht. DPA

senen Hauptsynagoge einen Gedenkstein. Und am 9. November 2003 erfolgte die Grundsteinlegung für das jüdische Zentrum auf dem Jakobsplatz, wobei sich Oberbürgermeister Christian Ude nicht scheute, noch einmal daran zu erinnern, dass diese Stadt schon um 1900 eine Brutstätte des Antisemitismus gewesen war und dass hier

das erste Konzentrationslager geplant worden war. Für seinen Wunsch, der Bau möge störungs- und unfallfrei verlaufen, hatte Ude allen Grund. Schon im September hatte die Polizei in einer Wohnung 14 Kilo Sprengstoff, Handgranaten, Schusswaffen und Munition sichergestellt und mehrere Mitglieder der Kameradschaft Süd verhaftet. Die Neonazis planten anscheinend einen Anschlag während der Grundsteinlegung am Jakobsplatz. Anführer Martin Wiese bekam sieben Jahre.

Der lange Leidensweg der Münchner Juden ist nun aber offenbar zu Ende und mündet in den breiten Strom einer offenen Gesellschaft. Manche Hindernisse sind allerdings noch aus dem Weg zu räumen. Probleme werfen immer mal wieder die Gedenkstätten auf. Derlei vereinzelt sich bisweilen sehr, wie etwa bei der Gedenktafel „zum Approbationsentzug jüdischer Zahnärzte“ im Justizpalast oder bei den Stelen, die private Initiativen vor ehemaligen „Judenhäusern“ postieren. Das offizielle München hat sich in Sachen Erinnerungskultur, wenn es konkret wurde, gern bedeckt gehalten.

Den gewichtigsten Stein des Anstoßes indes bilden die Stolpersteine – die vom Münchner Künstler Gunter Demnig in Beton gegossenen Steine vor Häusern, aus denen Juden deportiert wurden. Die liberale jüdische Gemeinde Beth Shalom hat sich klar zur Aktion be-

kannt. Mit dem Argument, das Andenken dürfe nicht „mit Füßen getreten“ werden, legte die Israelitische Kultusgemeinde ihr Veto ein. Ende Juli soll der Stadtrat entscheiden, ob in Zukunft Stolpersteine in Gehwege in München eingelassen werden dürfen. Man hat sich inzwischen auf eine Art Kompromiss verständigt: Wenn es Angehörige wünschen, dürfen von den letzten Wohnstätten ihrer ermordeten Angehörigen Gedenktafeln oder Stelen angebracht werden, mit behördlicher Genehmigung.

Die früheren Etappen des langen Leidensweges werden heute von den Nachkommen der Verfolgten kaum mehr öffentlich thematisiert. Viele jüdische Münchner scheinen die Vergangenheit, auch den nicht selbst erlebten Holocaust, lieber Forschungseinrichtungen wie etwa dem Institut für Zeitgeschichte oder dem neuen Doku-Zentrum zu überantworten. Es ist auch an der Zeit, nicht mehr nur die dunklen Seiten der Geschichte aufzuschlagen. Vielmehr hat München allen Grund, seiner früheren jüdischen Bürger ehrenvoll zu gedenken. Bei speziellen Stadtführungen werden Orte aufgesucht, wo die Berühmtesten gewohnt oder gearbeitet hatten. Und inzwischen leben in München, gefördert durch Zuwanderungen vor allem aus Ländern der früheren Sowjetunion, wieder über 11 000 Juden. So viele wie vor über hundert Jahren. > KARL STANKIEWITZ